



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände

Ins Teutsche übersetzt

Montaigne, Michel Eyquem de

Wien & Prag, 1797

Achtes Kapitel. Von der Kunst der Unterredung.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-52916](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-52916)

Ahtes Kapitel.

Von der Kunst der Unterredung.

Bey unserer Gerichtspflege ist es im Gebrauch, einige Menschen zur Warnung und Lehre anderer hinrichten zu lassen. Sie der begangenen Fehler wegen hinrichten lassen, wäre, wie Plato sagt, arge Dummheit: denn, was einmahl geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Aber man richtet sie, damit sie dasselbe Verbrechen nicht wieder begehen, oder damit andere sich an ihrem Beyspiele spiegeln. Man bessert niemanden den man hängt, sondern man bessert durch ihn die andern. So mache ich es auch. Meine Irrthümer sind bisweilen natürlich, unverbesserlich und unabhelssich. Wenn aber andere Ehrenmänner dem Publikum dadurch Nutzen schafften, daß sie Beyspiele der Nachahmung gaben, so schaffe ich dem Publikum vielleicht dadurch Nutzen, daß man sich an mir spiegeln kann.

Nonnae vides Albi ut male vivat filius, utque
 Barrus inops? magnum documentum, ne patriam
 rem
 Perdere quis velit.

(Horat. Sat. I. 4. 209.)

Indem ich meine Unvollkommenheiten öffentlich anklage, und bekannt mache, lernt sich wohl Einer oder der Andere davor hüten. Die Eigenschaften, die ich am meisten an mir schätze, machen sich mehr Ehre daraus, mich zu unterhalten, als mich zu empfehlen. Darin liegt die Ursache, warum ich so oft darauf zurück komme, und mich so lange dabey aufhalte. Wenn aber alles in Rechnung gebracht wird, so spricht man niemahls von sich selbst, ohne dabey zu verlieren. Unsere eigene Beurtheilung findet immer Glauben: unser eigener Lobspruch taube Ohren. Es gibt vielleicht Einige von meinem Schlage, die, wie ich, sich besser durch Widerspiel unterrichten, als durch Ähnlichkeit; und mehr durch Fliehen, als durch Nachsichziehen. Auf diese Art von Belehrung nahm der ältere Cato Rücksicht, wenn er sagte: der Weise hat mehr vom Narren zu lernen, als der Narr vom Weisen. Und jener alte Leyerermann, von dem Pausanias erzählt, hatte die Gewohnheit, seine Schüler zu nöthigen, daß sie hingehen mußten, einen elenden Stümper anzuhören, der gegen ihn über wohnte, um durch ihn die falsche Stimmung und Fehler gegen den Takt hassen zu lernen. Der Abscheu an der Grausamkeit macht mich weit milder, als mich irgend ein Lobredner der Sanftmuth machen könnte. Ein guter Stallmeister lehrte mich lange nicht so sattelgerecht zu Pferde sitzen, als die Figur eines lateinischen Reiters, oder

eines seefahrenden Mannes auf einem Klepper. Täglich warnt und belehrt mich das plumpe und unschickliche Benehmen eines Andern. Was sticht und stupft, treibt und ermuntert mehr, als was uns sanft thut. Die gegenwärtigen Zeiten sind sehr geschickt, uns durch umgekehrte Beyspiele zu bessern, mehr durch Striche wider, als mit dem Haare, mehr durch Dissonanzen als Consonanzen. Da ich wenig durch gute Beyspiele zu lernen finde, so bediene ich mich der bösen, deren Bühne immer offen steht. Ich habe mich bestrebt, mich eben so angenehm zu machen, als ich der Unleidlichen viele sehe, eben so fest, als ich der Wankelmüthigen sehe, eben so sanft, als ich der Störrigen viele wahrnehme, eben so gut, als ich oft der Boshasten an- treffe. Aber ich setzte mir unerreichliche Beyspiele vor.

Die nützlichste und natürlichste Übung unseres Geistes ist nach meiner Meinung die Unterredung. Sie gewährt mir angenehmere Freuden, als irgend eine andere Handlung des Lebens. Deswegen würde ich auch, wenn ich diesen Augenblick gezwungen wäre, zu wählen, lieber, glaube ich, das Gesicht verlieren, als das Gehör oder die Sprache. Die Athenienser und auch die Römer hielten diese Übung in ihren Akademien in großen Ehren. Zu unsern Zeiten erhalten die Italiener noch davon einige Spuren zu ihrem großen Vortheile, wie wir das in der Vergleichung unseres Wizes mit dem ihrigen wahrnehmen.

Das Bücherstudium ist eine matte, schwache Bewegung, welche nicht erwärmt. Dagegen die Unterredung zugleich lehrt und übt. Wenn ich mich mit einer starken Seele und wackern Streiter in Unterredung einlasse, so setzt er mir warm zu, und spornt mich zur Rechten und zur Linken. Seine Einbildungskraft erhitzt die meinige. Die Ehrbegier, Ruhmseligkeit, und allenfalls auch Rechthaberey, treiben mich an, und erheben mich über mich selbst. Alle eintönige Übereinstimmung ist in der Unterredung langweilig und einschläfernd. Aber, wie unser Geist sich durch die Mittheilung starker, heller Geister stärkt, so kann man kaum sagen, wie sehr er durch häufigen, täglichen Umgang mit trägen, fränklichen Geistern verliert und herabsinkt. Keine Seuche ist so ansteckend als diese; das weiß ich leider an mir durch vielfältige Erfahrung. Ich liebe im Gespräche Widerstand zu halten und zu disceptiren; aber nur mit wenigen Menschen, und in kleiner Gesellschaft. Denn den Großen zum Schauspiele zu dienen, und mit seinem Wiß und mit seinem Gerede Parade zu machen, das halte ich an einem Manne von Ehre für unanständig.

Dummheit ist eine böse Eigenschaft. Solche aber nicht ertragen können, sich darüber ärgern, darüber erröthen, wie es mir wohl geht, das ist eine andere Art von Krankheit, die der Dummheit an Lästigkeit nichts nachgibt, und soll jetzt an mir dem Tadel zum Besten gegeben werden. Ich be-

ginne die Unterredung und den Wortstreit mit vieler Freyheit und Leichtigkeit, weil das Vorurtheil an mir ein zu ungeschlaches Land findet, um darin zu keimen und tiefe Wurzeln zu schlagen. Ich stuzte vor keinem Satz, keine Meinung bringt mich in Harnisch, wenn sie auch der meinigen schnurstracks zuwider wäre. Es kann mir keine so unhaltbare oder ausschweifende Grille vorgebracht werden, die mir nicht mit den Ausgeburten des menschlichen Verstandes sehr verträglich scheinen sollte. Menschen wie ich, die ihren Verstand nicht berechtigt halten, Machtsprüche zu thun, betrachten die Meinungen anderer mit ziemlicher Gleichmüthigkeit, und wenn wir nicht damit übereinstimmen, so leihen wir ihnen doch gern unser Ohr. Wo eine Schale der Wage völlig leer ist, mag meiner wegen ein alter Weiber Traum die andere etwas bewegen. Daher halte ich mich für zu entschuldigen, wenn ich die ungerade Zahl ergreife, den Donnerstag lieber zum Wahltag mache, als den Freytag, lieber mit Zwölfen oder Vierzehn zu Tisch sitze, als mit Dreyzehn, auf Reisen lieber sehe, daß ein Haase bey meinem Wege her als querüber hinläuft, und mir den linken Schuh früher anziehen lasse, als den rechten. Alle diese Träumereyen der alten Rockenphilosophie, welche in hiesiger Gegend im Schwange sind, verdienen wenigstens, daß man sie anhört. Für mich sind das nur Seifenblasen, aber Blasen sind es doch. Noch werden einige

Volksmeinungen für wichtig gehalten, die ihrer Natur nach so wenig, als nichts bedeuten. Und dennoch verfällt derjenige, der davon gar nichts hören will, in den Fehler des Eigensinnes, um den Fehler des Aberglaubens auszuweichen. Die Widersprüche im Urtheilen beleidigen und entrüsten mich also nicht, sie ermuntern mich bloß und setzen mich in Thätigkeit. Wir mögen uns nicht gern weisen lassen; man sollte sich der Weisung darstellen, und solche hervorzubringen suchen, besonders wenn es in der Unterredung geschehen kann, und nicht in Form einer Straspredigt. Bey jeder Einwendung sieht man nicht darauf, ob sie richtig sey, sondern wie man sie links oder rechts ablehnen könne. Anstatt ihr die offene Hand zu reichen, ballen wir dagegen die Fäuste. Ich könnte es ertragen, wenn mich meine Freunde auch grob behandelten. Du bist ein Narr, du träumst! Ich mag es wohl leiden, wenn brave Männer sich herzlich ausdrücken, und die Worte mit den Gedanken einerley Schritt halten. Wir müssen unser Gehör abhärten und stärken, und nicht immer das Mezza voce oder den Gambenton der Bewillkommungsreden hören wollen. Ich mag eine traute Gesellschaft wohl leiden, wo stark und männlich gesprochen wird: eine Freundschaft, die sich in der Kraft ihrer Ausdrücke behagt; wie eine Leidenschaft, die uns zuweilen in die Lippen beißt oder mit Nadeln schrammt. Sie ist nicht warm, nicht

edelmüthig genug, wenn sie nicht zänfisch, wenn sie so künstlich geglättet ist, wenn sie fürchtet einmahl anzustoßen, und immer im Schnürleibe geht. Neque enim disputari sine reprehensione potest. (Cic. d. fin. L. 8.) Wenn man mir das Gegenpart hält, erregt man meine Aufmerksamkeit, aber nicht meine Galle: ich nähere mich demjenigen, der mir widerspricht, und mich belehrt. Wahrheit sollte die gemeinschaftliche Sache des einen und des andern seyn; was wird er antworten, wenn Leidenschaft und Zorn schon das Urtheil gelähmt, wenn ihn der Verdruß eher ergriffen hat, als die Vernunft? Es wäre nützlich, auf die Entscheidung des Streitiges zu wetten, damit ein fühlbares Zeichen nachbliebe, wenn wir verlören, damit wir uns solches hinter's Ohr schrieben, und unser Bedienter uns sagen könnte: voriges Jahr kostete es Ihnen hundert Thaler, daß sie zwanzigmahl unwissend und steifköpfig waren. Ich schmeichle und liebe die Wahrheit, in welchen Händen ich sie antreffe, und lasse mich gerne von ihr finden, und strecke vor ihr meine Waffen schon von Ferne, sobald ich sie sich nähern sehe. Wenn man sich nur nicht dabey ein allzu aufgeblasenes Magisteransehen gibt, so lasse ich mich gerne weisen, und Vorwürfe über mich ergehen, oft mehr aus Gründen der Höflichkeit, als aus Gründen der Besserung; und mag gern die Freyheit, mich zu belehren, durch die Leichtigkeit nachzugeben, belohnen und unter-

halten. Indessen ist es nicht leicht, die Menschen meiner Zeit dahin zu bringen. Sie haben nicht das Herz, Jemand zurecht zu weisen, weil sie nicht das Herz haben, sich zurecht weisen zu lassen; und Einer spricht immer mit Verstellung in Gegenwart des Andern. Mir macht es so großes Vergnügen, beurtheilt und gekannt zu werden, daß es mir fast gleichgültig ist, was von beyden geschieht. Meine Einbildungskraft widerspricht und verurtheilt sich selbst so oft, daß es mir eins ist, wenn es auch ein Anderer thut: um desto mehr, weil ich seinem Tadel nicht mehr Gewicht gebe, als ich selbst will. Aber ich lehne mich gern gegen einen Menschen auf, der so hoch daher fährt, wie ich wohl welche kenne, daß er seine Meinung für weggeworfen hält, wenn man nicht daran glaubt, und es für eine Beleidigung ansieht, wenn man sich noch besinnt, ihr zu folgen. Daß Sokrates alle Widersprüche, die man seinen Gedanken entgegen setzte, beständig mit Lächeln einsammelte, das könnte man sagen, wäre aus Bewußtseyn seiner Kraft geschehen; und weil der Vortheil gewiß auf seine Seite fallen müsse, hab' er sie aufgenommen, als Gelegenheit zu neuen Siegen. Gleichwohl sehen wir im Gegentheil, daß uns dabey nichts so empfindlich macht, als die Meinung von dem Übergewicht und der Verachtung des Gegners. Und doch sollte, der Billigkeit gemäß, der Schwächere in allem Guten die Gegengründe aufnehmen, wel-

che ihn wieder ins rechte Geleis helfen. Ich suche allerdings den Umgang solcher Leute, die mich belehren, lieber, als solcher die mich fürchten. Es ist ein schaales und nachtheiliges Vergnügen, mit Leuten zu thun zu haben, die uns bewundern und Platz machen. Antisthenes empfahl seinen Kindern: „niemahls einem Menschen den geringsten Dank zu wissen, der sie lobte.“ Ich fühle mich viel stolzer über den Sieg, den ich über mich erhalte, wenn ich mich selbst in der Hitze des Streites unter die Stärke der Gründe meines Gegners beuge, als ich mir etwas darauf zu gute thue, wenn ich durch seine Schwäche etwas über ihn gewinne, kurz, ich nehme jeden Stoß, und gestehe ihn, der mir angebracht wird, wenn mein Gegner nur bey der Klinge bleibt, der Stoß mag auch noch so schwach seyn. Nur die falschen Finten kann ich in Tod nicht leiden. Auf die Materie kommt mir es nur wenig an. Die Meinungen sind mir einerley, und der Sieg der Sache ist mir ziemlich gleichgültig. Einen ganzen Tag könnte ich gelassen disputiren, wenn der Streit mit Ordnung geführt wird. Es ist nicht sowohl die Stärke und Schärfe der Gründe, welche ich verlange, als die Ordnung; die Ordnung, welche man täglich bey dem Banke und Streit unter Hirtenvolk und Ladenpurschen wahrnimmt, aber niemahls unter uns. Wenn sie dagegen verstoßen, so geschieht es aus Mangel an Höflichkeit bey uns nicht minder. Ihre auffahrende Hitze und Ungeduld

aber bringt sie nie ab von ihrem Zweck. Sie verlieren ihren Saß nicht aus den Augen. Wenn sie einer dem andern zuboreilen, wenn sie nicht immer feststehen, so verstehen sie sich wenigstens einander. Man antwortet immer sehr gut für mich, wenn man auf dasjenige antwortet, was ich sage. Wenn aber der Streit funterbunt wird, und von der Regel abweicht, so verlasse ich die Sache und binde mich an die Form, werde unwillig und ärgerlich, und verfall in eine eigensinnige, hinterlistige, herrische Art zu streiten; worüber ich hernach zu erröthen habe. Es ist unmöglich, mit einem Dummkopfe treu und ehrlich zu verfahren. Einen solchen Radschläger in die Speichen zu hauen, erlaubt sich nicht nur mein Verstand, sondern auch mein Gewissen.

Unsere Wortstreitigkeiten sollten verbothen und bestraft werden, wie jede andere wörtliche Beleidigung. Wie viele Fehler erzeugen und häufen sie täglich, da sie immer durch Zorn regiert, und geleitet werden. Wir gerathen in Feindseligkeit, anfangs gegen die Gründe, nachmahls gegen den, der sie vorbringt. Wir lernen bloß disputiren, um zu widersprechen, und indem Jeder widerspricht, und Jedem widersprochen wird, so ereignet sich's, daß die Frucht alles Disputirens darin bestehet, die Wahrheit zu verdunkeln und zu vernichten. Daher verboth Plato in seiner Republik Menschen von blödem Verstande, und unfreundlichem Willen, diese Übung. Warum soll man sich
damit

Damit abgeben, die Wahrheit mit dem zu suchen, der dabey weder Schritt halten kann, noch will. Man thut dem Gegenstande nicht Unrecht, wenn man ihn dahinten läßt, um die Mittel zu untersuchen, ihn zu behandeln. Ich meine nicht scholastische künstliche Mittel, sondern natürliche Mittel des gesunden Menschenverstandes. Was kommt am Ende heraus? Der eine geht gegen Abend, der andere gegen Morgen. Sie verlieren die Hauptsache aus den Augen, im großen Gedränge zufälliger Nebendinge. Wenn der Sturm eine Stunde gedauert hat, wissen sie nicht mehr, was sie suchen. Der eine ist hoch, der andere ist tief, der dritte seitab. Der hält sich an ein Wort oder ein Gleichniß; der versteht nicht mehr, was man ihm einwendet, so sehr ist er beschäftigt mit seinem eigenen Laufe; alle seine Gedanken gehen darauf, seine Meinung auszuführen, und er gibt nicht Acht, auf das, was sein Gegner sagt. Ein anderer, der seine Spannadern schlaff fühlt, fürchtet alles, vernimmt alles, und vermischt und verwirrt gleich Anfangs Satz und Gegensatz, oder fängt mitten im Wortstreit eigensinnig an, platt hin zu schweigen, und gibt sich aus schnippischer Unwissenheit das Ansehen stolzer Verachtung, oder einer thöricht bescheidenen Abneigung vor aller Rechthaberey. Wenn Jener nur Stöße austheilen kann, so kümmern ihn die Blößen nicht, die er gibt. Dieser zählt seine Worte, und wiegt sie ab statt Gründen.

Ein dritter wendet dabey nichts an, als die Stärke seiner Stimme und Lunge. Da ist Einer, dessen Schluß gegen ihn selbst ausfällt; hier ein Anderer, der uns durch unnütze Vorreden und Ausschweifungen die Ohren betäubt. Wieder ein Anderer, der sich bloß mit Anzüglichkeiten bewaffnet, und den Floh im Pechkübel sucht, um sich aus dem Handel zu ziehen, und die Vernunftgründe eines Kopfes zu vermeiden, dem der seinige nicht gewachsen ist. Endlich bekümmert sich Einer wenig um Gründe der Vernunft: aber er hält auch fest in einem Winkel der dialectischen Schranken, und dringt auf euch ein mit den Formeln seiner Kunst.

Wer wird nun aber nicht mißtrauisch gegen die Wissenschaften werden, und wenn er sieht, was für einen Gebrauch wir davon machen, nicht in Zweifel gerathen, ob man auch einen erklecklichen Nutzen zum Behufe des Lebens daraus ziehen könne? *Nihil sanantibus litteris.* (Senec. Ep. 59.) Wer hat wohl durch die Logik Verstand bekommen? Wo blieben ihre schönen Versprechungen? *Nec ad melius vivendum, nec ad commodius differendum.* (Cic. de finib. I. 19.) Findet man mehr Gewäsch im Schnickschnack der Häringsweiber, als in den öffentlichen Disputirstunden der Herren von dieser Profession? Lieber möchte ich meinen Sohn das Sprechen auf Wein- und Bierbänken lernen lassen, als in den Schulen der Red-

neren. Man nehme nur einen Magister der freyen Künste. Warum gibt er uns seine kunstreiche Vortreflichkeit nicht zu fühlen? Warum entzückt er nicht unsere Weiblein, und uns arme unwissende Menschen, durch die Bewunderung der Stärke seiner Gründe, und die Schönheit ihrer Anordnung? Warum beherrscht er uns nicht, und überzeugt uns nach seiner Willkühr? Warum bedient sich ein Mann, der so viele Vortheile, sowohl in seinem Stoff als in dessen Behandlung voraus hat, in seiner Klopffechterey, noch des Schimpfs, der Unbesonnenheit, und der Wuth? Laß ihn doch ein wenig sein Baretlein und seinen Magistermantel und sein Latein beyseits legen; laß ihn nicht immer unsere Ohren mit dem bloßen baaren Aristoteles betäuben. O, werden wir sagen, er ist wie unser einer, oder noch weniger! Mir kommt es vor, als ob es mit dieser verlihten und verpfichteten Sprache, womit sie uns so zu Leibe dringen, nicht anders hergehe, als bey den Taschenspielern. Ihre ungemeyne Behendigkeit verblendet uns die Augen, aber unsern Glauben erschüttern sie doch nicht. Außer dieser Gaukeley machen sie nichts, das nicht gemein und elend sey. Sie sind gelehrter als wir, besser sind sie nicht. Ich liebe und ehre die Gelehrsamkeit eben so sehr wie irgend ein Gelehrter, und, richtig angewandt, ist sie der edelste und wichtigste Schatz, den ein Mensch erwerben kann. Aber, was diejenigen anbetrifft,

und ihrer ist keine geringe Anzahl, die darin einzig und allein ihren ganzen Werth setzen, die ihren Verstand auf ihr Gedächtniß gründen, sub aliena umbra latentes. (ib. ep. 33.) und nichts anders wissen, als wie es in Büchern steht; an denen, wenn ich es sagen darf, hasse ich die Gelehrsamkeit noch ein wenig ärger, als die Viehdummheit. In meinem Vaterlande und zu meiner Zeit, nützt Gelehrsamkeit so ziemlich dem Säckel, den Seelen aber nichts. Findet die Gelehrsamkeit schlaffe Seelen, so überlastet sie solche und erstickt sie, wie eine rohe unverdauliche Speise. Findet sie dergleichen von dünnem Gewebe, so reinigt sie solche, und verfeinert sie, daß zuletzt fast gar kein Gehalt daran bleibt. An sich kommts kaum darauf an, von was für Beschaffenheit die Gelehrsamkeit sey. Einer von Natur gesunden Seele kann sie als ein Nebenumstand sehr nützlich seyn; einer andern Seele aber nachtheilig und schädlich. Oder vielmehr, es ist ein sehr köstlich Ding zum Gebrauch, das sich um geringen Preis nicht besitzen läßt. In gewissen Händen ist sie ein Scepter, in andern eine Schellenkappe.

Aber weiter. Was für einen größeren Sieg erwartet ihr, als den, euren Gegner zu überzeugen, er dürfe sich mit euch nicht messen? Wenn ihr eurem Satz das Übergewicht verschafft, so gewinnt die Wahrheit; wenn ihr euren Gegner an Ordnung und gutem Betragen übertrefft, so

gewinnt ihr. Mir kommt es vor, als ob im Plato und Xenophon, Sokrates mehr zum Vortheil der Streiter disputirt habe, als zum Vortheil des Streites; und als ob er den Enthydemus und Protagoras, mehr von ihrer eigenen Ungeschicklichkeit, als von der Ungeschicklichkeit ihrer Kunst belehren wollte. Er fasset die erste beste Materie auf, wie ein Mann, der einen nützlichen Endzweck hat, als diese bloß aufzuhellen: nämlich die Gemüther, welche er behandelt und in Übung setzt, aufzuklären. Das Leben und die Bewegung bey der Jagd ist eigentlich unser Wild. Wir sind nicht zu entschuldigen, wenn wir uns dabey unverständig und ungeschickt benehmen: ob wir aber etwas schießen oder fangen, das ist ein ganz ander Ding. Denn wir sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit suchen sollen; sie zu besitzen, ist das Befugniß einer höhern Macht. Sie ist nicht, wie Demokritus sagte, auf dem Boden eines tiefen Abgrundes verborgen, sondern vielmehr in einer unendlichen Höhe über uns, in der göttlichen Erkenntniß. Die Welt ist nur eine Schule des Nachforschens. Nicht daß jemand etwas hineinlegen könne, sondern darauf kommts an, wer daraus am meisten erhascht. Derjenige, welcher die Wahrheit sagt, kann eben so gut ein Narr seyn, als derjenige, dessen Rede falsch ist. Denn wir sind hier mehr darüber aus, wie etwas gesagt wird, als was gesagt wird. Mir ist einmahl

eigen, eben so sehr auf die Form zu sehn, als auf die Substanz, eben so sehr auf den Sachwalter, als auf den Proceß, wie zu thun, Alcibiades verordnete. Auch pflege ich täglich einige Zeit damit hinzubringen, daß ich in den Schriftstellern lese, ohne mich über ihre Wissenschaft zu bekümmern; und mehr auf ihren Vortrag sehe als auf ihren Gegenstand. Eben so, wie ich darnach trachte, mit diesem oder jenem berühmten Schriftsteller persönlichen Umgang zu pflegen, nicht damit er mich in die Schule nehme, sondern damit ich ihn kenne, und wenn ich ihn kenne, und er es verdient, damit ich ihm nachahme. Jedermann kann der Wahrheit gemäß sprechen; gemäß der Ordnung aber, der Klugheit, und dem Verstande, das können nur Wenige. Daher ärgere ich mich über nichts aus Unwissenheit falsch Gesagtes, sondern über künstliche Lappereyen. Ich habe schon manchen Handel abgebrochen, der mir sonst Vortheil gebracht hätte, wegen der unverschämten Forderungen derer, mit denen ich handelte. Nicht Einmahl im ganzen Jahre fahre ich über Fehler solcher Menschen auf, die unter meiner Bothmässigkeit stehen. Aber über die Dummheit und den Eigensinn ihrer Ausflüchte, Entschuldigungen und Vertheidigungen, Eiseleyen und Flegeleyen, liegen wir uns fast täglich in den Haaren. Sie verstehen nicht, was man ihnen sagt, noch warum man's sagt, und eben so sind ihre Antwor-

ten, man möchte toll drüber werden. Kein Stoß thut meinen Kopf so wehe, als wenn ich mich an einen andern Kopf anstoße, und ich lasse mich leichter handeln über Laster meiner Leute, als über ihre Berwegenheit, über ihre Borlautigkeit und dumme Redseligkeit. Mögen sie meinetwegen weniger thun, wenn sie nur Etwas thun können. Man lebt immer der Hoffnung, daß man ihren guten Willen rege machen werde. Von einem Kloß aber habe ich nie etwas tüchtiges zu erwarten, oder zu hoffen.

Aber wie, wenn ich nun die Sachen anders nehme, als sie wirklich sind? Das kann seyn, und deswegen klage ich mich an, wegen meiner Ungeduld, und sage erstlich, daß sie eben so wenig an einem Menschen taugt, der Recht hat, als der Unrecht hat. Denn es ist immer eine tyrannische Grämlichkeit, daß man nichts dulden kann, das nicht gerade nach unserm Kopfe gemacht ist: und zudem ist wirklich nichts einfältigeres, nichts gewöhnlicheres, nichts unfügsameres, als sich über die alltäglichen Narrheiten der Welt zu entrüsten und zu erhizen. Denn die Folgen des Argers fallen hauptsächlich auf uns selbst, und dem Philosophen des Alterthums würde es niemahls an Anlässen gefehlt haben, zu weinen, wenn er seine Betrachtungen beständig auf sich selbst gewandt hätte. Myson, einer der sieben Weisen, der so etwas vom Timon und Demokrit zugleich

war, als er befragt wurde, worüber er für sich allein lache? antwortete: „Darüber, daß ich allein lache.“ Was sage und antworte ich nicht täglich, was ich selbst für Narrheit halte, und was folglich von andern noch häufiger dafür gehalten werden mag? Wenn ich mir darüber die Lippen beiße, was müssen andere thun? Kurz, man muß unter Lebenden leben, und das Wasser unter der Brücke hinfließen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenigstens ohne sich darüber Kummer zu machen. Im Ernst, warum entrüsten wir uns nicht, wenn wir einen Menschen antreffen, dessen Körper höckericht und schief gebauet ist; und lassen uns die Galle aufsteigen, wenn ein Schiefkopf in unsern Wurf kommt. Diese unbillige Kritteley liegt mehr im Richter als im Fehler. Laß uns immer den Spruch des Plato im Munde haben: „Geschieht es nicht, weil ich selbst ungesund bin, daß ich etwas ungesund befinde? Kann man nicht meinen Ausspruch gegen mich selbst kehren?“ Ein weiser göttlicher Leibspruch, der den gemeinsten und gewöhnlichsten Irrthum der Menschen geißelt. Nicht nur die Vorwürfe, die wir einer den andern machen, sondern selbst unsere Vernunftgründe und unsere streitigen Gedanken und Schlüsse sind gewöhnlicher Weise so beschaffen, daß sie Einer dem Andern zuschieben kann, und wir uns mit unsern eigenen Waffen verwunden. Darüber hat mir das Alterthum sehr triftige Bey-

fpiele hinterlassen. Das war es, was derjenige, der es erfand, sehr sinnreich und zu gelegener Zeit so ausdrückte: *Stercus cuique suum bene olit.* (Erasmii adag.) Unsere Augen sehen nichts rückwärts. Hundertmahl des Tages lachen wir ins Fäustchen, über unsern Nachbar, und verabscheuen an andern die Fehler, welche uns selbst weit sichtbarer ankleben, und bewundern solche an uns mit übergroßer Unverschämtheit und Nachsichtigkeit. Noch gestern hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie ein Mensch sich eben so spöttischer als gerechter Weise über die Blödsinnigkeit eines Andern lustig machte, welcher alle Menschen mit der Hererzählung seiner Genealogie und hohen Verwandtschaft den Kopf betäubte, die dazu noch über die Hälfte falsch ist. (Diejenigen lassen sich am liebsten in solche dumme Prahleren ein, deren alter Adel am unerweislichsten und ungewissten ist.) Der Lacher aber, wenn er recht in sich gegangen wäre, würde gefunden haben, daß er selbst nicht viel weniger unmäßig und langweilig ist, wenn er, wie er pflegt, das Alter und die Vorzüge des Geschlechts seiner Frau Gemahlinn erhebt und herausstreicht. O des abgeschmackten Dünkels, womit die Frau sich selbst durch die Hand ihres Ehemannes bewaffnet sieht! Wenn er Latein verstünde, müßte man ihm zurufen:

Agefis, haec non insanit satis sua sponte, instiga!

(Terent. And. IV. 2. 9.)

Ich sage nicht, daß keiner Jemanden anklagen solle, der nicht selbst rein sey: denn da würde Niemand klagen, der von eben der Gattung Flecken rein wäre. Sondern ich meine nur, daß unser Urtheil, welches auf einen Andern fällt, von dem eben die Rede ist, uns keiner innern und strengen Gerichtsbarkeit entziehen müsse. Es ist eine Liebespflicht, daß derjenige, der einen eigenen Fehler nicht ablegen kann, ihn wenigstens bey einem andern auszurotten suche, bey dem der Samen noch nicht so tief und fest gewurzelt seyn kann. Auch dünkt michs keine taugliche Antwort zu seyn, wenn man demjenigen, der uns einen Fehler zeigt, den wir an uns haben, sagt, er habe ihn ja selbst an sich. Was macht das? Die Warnung ist immer wahr und nützlich. Wenn wir eine gute Nase hätten, müßte uns unser eigener Unrath am meisten anstinken, gerade deswegen, weil es unser eigener ist. Und Sokrates ist der Meinung, daß, wenn jemand sich und seinen Sohn und einen Fremden, einer Gewaltthätigkeit oder einer großen Übertretung schuldig wüßte, er damit anfangen müsse, sich den Gerichten zur Bestrafung darzustellen, und müßte er, um sich zu reinigen, die Hülfe der Hand des Richters erst für sich erbitten, hernach für seinen Sohn, und zuletzt für den Fremden. Wenn diese Vorschrift einen etwas zu hohen Ton nimmt, so muß er sich doch wenigstens zuerst der Bestrafung seines eigenen Gewissens darstellen.

Die Sinnen sind unsere eigentlichsten und ersten Richter, welche die Dinge nicht anders als den äußern Umständen nach wahrnehmen, und es ist kein Wunder, wenn bey allen Vorfällen in der bürgerlichen Gesellschaft ein solches unaufhörliches und durchgehendes Gemisch von Ceremonien und oberflächlichem Anscheine eingeführt ist, daß darin der beste und wesentlichste Theil der Polizey besteht. Es ist immer der Mensch, mit dem wir es zu thun haben, dessen Beschaffenheit gar sonderbaren Bezug auf den Körper hat. Diejenigen, die uns seit einigen Jahren eine Religionsübung einrichten wollen, die so kontemplativisch und unkörperlich ist, müssen sich nicht wundern, wenn sie auf Leute stoßen, welche der Meinung sind, diese neuen Religionsübungen würden ihnen unter den Fingern geschmolzen und verdunstet seyn, wenn sie sich unter uns nicht vielmehr als ein Stempel, Titel und Werkzeug der Trennung und Spaltung, denn durch sich selbst erhielten. So wie bey dem öffentlichen Disputiren die Doctormiene, der Mantel und der Stand desjenigen, welcher spricht, zuweilen seinen flachen und unhaltbaren Sätzen ein Gewicht geben: so ist nicht zu vermuthen, daß das Haupt einer so starken, furchtbaren Partey in seinem Inwendigen gar nichts anders beziele, als die Liebe des Volks, und daß ein Mann, dem man so vieles aufträgt, und so hohe Stellen, und der so von seiner großen Höhe herabsieht, nicht

weit geschickter seyn sollte als jener andere, der ihn schon von ferne grüßt, und den niemand anstellt. Nicht nur die Worte, sondern auch die Mienen und Gebärden solcher Leute werden aufgefaßt, und zu Buche getragen. Jedermann bemühet sich ihnen eine schöne und wichtige Auslegung zu geben. Lassen sie sich herab, in gewöhnliche Unterredungen einzugehen, und läßt man ihnen etwas anders als Beyfall und Ehrfurcht merken, so fallen sie mit der ganzen Last des Ansehens ihrer Erfahrung über uns her. Sie haben gehört, sie haben gesehen, sie haben gethan. Wir erliegen unter dem Haufen von Beyspielen. Ich möchte gerne zu ihnen sagen, daß die Frucht der Erfahrung eines Wundarztes, nicht die Geschichte seiner Kranken ist, und daß die Erinnerung, daß er vier Pestkranke und drey Podagriften geheilt hat, wenn er daraus nicht den Nutzen schöpfte, sein Urtheil zu bilden, noch keinen Beweis gibt, daß er dadurch weiser in der Führung seiner Kunst geworden sey. Wie man in einem Instrumentalconzert nicht eine Laute, ein Spinet, oder eine Flöte allein hört, sondern eine ganze zusammengesetzte Harmonie, und einen schönen Zusammenklang aller Instrumente. Wenn die Reisen und Ämter jener Männer ihnen großen Nutzen gebracht haben, so müssen sie solches durch die Erzeugnisse ihres Verstandes zu Tage legen. Es ist nicht genug die Erfahrungen zu zählen; man muß sie auch

wägen und in Ordnung bringen. Man muß sie sättigen und über den Helm ziehen lassen, um die Gründe und Schlüsse daraus herzuleiten, welche sie mit sich führen. Zu keiner Zeit hat es so viel Geschichtschreiber gegeben. Gut und nützlich ist es immer, sie zu hören, denn sie geben uns eine Menge herrlicher und löblicher Lehren aus dem Magazine ihres Gedächtnisses. Das ist allerdings schon viel zum Behuf des Lebens: aber das ist es nicht eigentlich, was wir diesen Augenblick suchen. Wir suchen, ob die Erzähler und Sammler selbst ruhm- und lobenswerth sind. Ich hasse alle Arten von Tyranny: die wörtliche sowohl, als die wirkliche. Ich steife mich gern gegen leere Nebenstände, welche durch die Sinne unser Urtheil täuschen, und, da ich immer gegen ausserordentliche Größen auf meiner Hut bin, habe ich gefunden, daß die meisten Menschen, wie wir, andere Menschen sind.

Rarus enim ferme sensus communis in illa
Fortuna.

(Juven. VIII. 73.)

Vielleicht schätzt man sie geringer, und sieht sie für kleiner an, als sie sind, weil sie mehr unternehmen, und sich mehr zeigen, und nicht der Last, die sie aufnehmen, gewachsen sind; der Träger muß mehr Kraft und Macht haben, als seine Last. Derjenige, der nicht seine ganze Kraft an-

zuwenden braucht, läßt es uns im Zweifel, ob er noch Kraft übrig habe, oder ob er sie bis zum höchsten Grade anwenden müssen; derjenige aber, der unter seiner Last erliegt, entdeckt das Maas seiner Kräfte, und die Schwäche seiner Schultern. Daher sieht man so viele untaugliche Köpfe unter den Gelehrten, mehr als anderwärts. Man hätte daraus ganz gute Landwirthe, gute Krämer, gute Handwerker machen können. Ihre natürlichen Kräfte waren nach diesem Verhältnisse zugeschnitten. Die Gelehrsamkeit ist ein Ding von großem Gewicht. Darunter erliegen sie. Diesen reichen und schweren Stoff zu entwickeln, zu verbreiten, sich desselben zu bedienen und zu gebrauchen, dazu ist ihre Maschine weder stark noch beweglich genug. Die Gelehrsamkeit ist nur für starke Schultern; deren gibt es aber wenige. Und die Schwachen, sagt Sokrates, erniedrigen die Würde der Philosophie, wenn sie sich damit abgeben. Sie scheint unnütz und untauglich, wenn sie auf schlechten Stützen ruht. Solchergestalt schaden sie sich damit und machen sich lächerlich.

Humani qualis simulator simius oris,
 Quem puer arridens, pretioso flamine serum
 Velavit, nudasque nates ac terga reliquit,
 Ludibrium mentis.

(Claud. in Eutrop. I. 303.)

Gleichergestalt ist es für diejenigen, welche

uns beherrschen und befehlen, welche die Welt mit ihrer Spanne umfassen, nicht genug, daß sie gewöhnlichen Menschenverstand haben, daß sie können, was wir können. Stehen sie nicht hoch über uns, so stehen sie tief unter uns. Da sie viel versprechen, so legen sie sich dadurch viele Schulden auf.

Daher dient ihnen das Stillschweigen besonders. Nicht nur um sie in feyerlichem ehrwürdigen Anstande zu erhalten, sondern auch zu vielem andern Vortheil und Ersparniß. Megabysus, der einst zum Apelles gegangen war, um ihn arbeiten zu sehen, hielt sich eine lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, und fing darauf an, über des Meisters Werke zu urtheilen, wodurch er sich folgenden Verweis zuzog: „so lange du schwiegst, schienst du mir etwas Großes zu seyn, wegen deiner goldenen Ketten und übrigen Pracht; nun aber, da man dich sprechen gehört hat, lacht sogar mein Farbenreiber über dich.“ Sein prächtiger Aufzug und sein hoher Stand erlaubten ihm nicht, auf gut pöbelhaft unwissend zu seyn, und so in die Kreuz und Quer über die Mahlerey zu sprechen. Er mußte diese äußerliche, an ihm vermuthete Kennerschaft durch Stillschweigen behaupten. Wie manchem Ohlgößen meiner Zeit hat eine kalte Einsylbigkeit den Titel eines klugen verständigen Menschen erworben.

Würden und Bedienungen werden nothwen-

diger Weise mehr nach Glück als nach Verdienst ausgetheilt, und man hat oft Unrecht, deswegen mit den Königen zu hadern. Es ist vielmehr zu verwundern, daß ihre Wahlen noch so glücklich ausfallen, da sie sich so wenig darauf verstehen.

Principis est virtus maxime nosse suos.

(Martial. VIII. 15.)

Denn die Natur hat ihnen kein so scharfes Gesicht gegeben, daß sie es über eine große Volkszahl erstrecken könnten, um darunter die Vortrefflichsten zu entdecken, oder daß sie in unsern Busen eindringen könnten, um darin unsere Gefinnungen, und unsern besten Werth zu lesen. Tappend müssen sie uns nach Wahrscheinlichkeit auslesen; nach Geburt, nach Reichthum, nach dem System, nach der Stimme des Volks, welches alles sehr unsichere Empfehlungen sind. Wer ein Mittel erfinden könnte, wodurch man jeden Menschen richtig beurtheilen, und an seinen rechten Platz stellen könnte, der errichtete, schon durch diesen einzigen Zug, eine vollkommene Staatsverfassung.

Wohl wahr! Aber dieser Mann hat doch jene wichtige Sache gut ausgeführt? Nun, das ist etwas: aber noch lange nicht genug. Denn es ist längst als eine ausgemachte Wahrheit angenommen, „daß man Rathschläge nicht nach dem Ausgange beurtheilen müsse.“ Die Carthaginenser bestrafen an ihren Feldherrn ihre unrichtigen Pläne,

ne,

ne, wenn sie auch schon glücklich ausgeschlagen waren; und das römische Volk hat oft großen und nützlichen Siegen den Triumph versagt, weil das Betragen des Feldherrn dabey nicht so viel gethan hatte als sein Glück. Bey den Thaten, welche in der Welt geschehen, wird man gewöhnlich inne, daß das Glück, um uns zu lehren, wie viel es in allen Dingen vermag, wenn es den Ungeschickten nicht weiser machen kann, solchen wenigstens so glücklich macht, als die Tugend zu seyn verdient; und am liebsten mischt es sich in die Ausführung solcher Dinge, wovon der erste Entwurf sich größtentheils von ihm selbst her schreibt; woher man denn fast täglich sieht, daß die eingeschränktesten Köpfe unter uns sehr große, sowohl öffentliche, als Privatunternehmungen ausführen. Sciramnes, der Perser, antwortete denjenigen, welche sich wunderten, daß seine Geschäfte immer übel abliefen, da doch seine Pläne immer weise wären: „er sey bloß Herr von seinen Entwürfen; der glückliche Ausgang seiner Geschäfte aber stehe beym Glück.“ Vorbesagte Männer könneten eben so antworten, aber in umgekehrtem Sinne. Die meisten Dinge dieser Welt machen sich von selbst.

Fata viam inveniunt.

(Aeneid. III. 395.)

Der Ausgang bedeckt oft eine sehr ungeschickte

Montaigne V. Bd.

ll

te Führung der Sache. Unsere Mitwirkung ist fast nichts weiter, als Schlendrianswerk, und gewöhnlich mehr Rücksicht auf Gewohnheit und Beyspiele, als auf vernünftige Überlegung. Ehedem, wenn ich mich über die Größe eines Geschäfts verwunderte, habe ich selbst von denen, welche es zu Ende gebracht hatten, die Bewegungsgründe ihres Benehmens erfahren, und nichts darin entdeckt, als gemeine Grillen. Vielleicht sind auch die gemeinen und alltäglichen die sichersten und bequemsten in der Ausführung, obwohl nicht zur Schauausstellung. Wie? Wenn die plattesten Gründe die festliegendensten wären? die niedrigsten, gemeinsten und abgedroschensten sich zu der Führung der Geschäfte am besten schicken? Wohl ist es, um den Rath der Könige in Ansehen und Würden zu erhalten, nicht nöthig, daß ungeweihte Personen zu tief und weiter als bis zum ersten Schlagbaume hineingucken. Wer dafür seine Verehrung ungekränkt bewahren will, der muß sie auf guten Glauben, für die Waare, in Bausch und Bogen hingeben. Mein Verstand haut die Materie nur ein wenig aus dem Groben, und betrachtet sie nur sehr oberflächlich nach ihrem ersten Anblick. Die weitere und hauptsächlichliche Ausführung bin ich gewohnt, dem Himmel zu überlassen.

Permitte divis caetera.

(Horat. Od. I. 9. 9.)

Glück und Unglück sind nach meiner Meinung zwey oberherrliche Mächte. Es ist Thorheit dafür zu halten, daß menschliche Klugheit die Rolle des Glücks zu spielen vermöge. Und eitel ist das Untehmen desjenigen, der sich einbildet, er könne Ursachen und Folgen zugleich umfassen, und sein Beginnen an der Hand zum Ziele leiten. Eitel ganz besonders bey den Berathschlagungen eines Kriegsraths. Niemahls hat man so viele Kriegsvorsicht und Klugheit gesehen, als wir jetzt zuweilen wahrnehmen. Sollte das daher kommen, weil man fürchtet den wahren Weg zu verfehlen, und sich bis zur Auflösung des Knotens in diesem Spiele aufbewahren will? Ich sage noch mehr: unsere Weisheit selbst und unsere Berathschlagungen, folgen mehrentheils der Führung des Zufalls. Mein Wille und mein Verstand wird bald von diesem Lüftchen bewegt, bald von einem andern, und unter diesen Bewegungen ereignen sich viele ohne mein Zuthun. Meine Vernunft wird von abänderlichen und zufälligen Stößen angeregt und getrieben.

Vertuntur species animorum, et pectora motus
Nunc alios, alios dum nubila ventus agebat,
Concipiunt.

(Georg. I. 420.)

Wenn man darauf achtet, was für Menschen in den Städten die mächtigsten sind, und ihre Sa-

He am besten machen, so wird man gewöhnlich finden, daß es die sind, welche das wenigste Geschick haben. Es ist wohl den Weiblein, den Kindern und den Wahnwizigen zu Theile worden, daß sie große Staaten eben so gut regiert haben, wie die geschicktesten Prinzen; und treffen es, wie Thuchdides sagt, die größten Seelen besser, als die subtilsten. Wir schreiben die Wirkung ihres guten Glücks ihrer Klugheit zu.

— — ut quisque fortuna utitur,
Ita praecellet, atque exinde sapere illum omnes dicimus,
(Plaut. in Pseud. I. 3. 13. seqq.)

Daher bin ich auf alle Fälle berechtigt zu sagen, daß der Ausgang ein sehr unsicheres Zeichen unseres Werthes und unserer Fähigkeiten sey.

Ich sage also, man dürfe nur auf einen Menschen sehen, der zu hohen Würden erhaben ist; hätten wir ihn auch drey Tage früher als ein kleines Lichtlein gekannt, so schleicht sich doch unvermerkt in unsere Meinung ein Bild von Größe und Tauglichkeit, das uns überredet, er habe an Verdienst eben so zugenommen, als er an Größe und Ansehen gewachsen ist. Wir beurtheilen ihn nicht nach seinem Werthe, sondern, wie die Zahlpfennige, nach dem Rechenwerth der Stelle, auf welche er gelegt wird. Brächte es der Zufall so mit sich, daß der Mann wieder von seiner Stelle herabstiege, und sich unter den großen Haufen

mischte, so würde Jeder sich mit Erstaunen nach der Ursache erkundigen, die ihn so hoch hinaufgewunden habe. „Ist es der? sagt man. Wußte er weiter nichts, als er auf seinen Posten stand? Nehmen die Fürsten mit so Wenigem vorlieb? Ey seht doch, wir waren in hübschen Händen!“ Das sind Dinge, die ich in meinem Leben oft gesehen habe. Sogar die Larven großer Personen, welche man auf den Schaubühnen vorstellt, täuschen uns, und machen uns gewissermassen etwas weiß. Was ich selbst an den Königen verehere, ist der große Haufe ihrer Verehrer. Alle unterthänige Unterwerfung gebührt ihnen, ausgenommen die Unterwerfung des Verstandes. Meine Vernunft ist nicht dazu geschaffen, sich vor ihnen zu beugen, das sind nur meine Knie. Als Melanthius gefragt wurde, was ihn von den Trauerspielen des Dionysius dächte, antwortete er: „Ich habe sie nicht gesehen, sie liegen gar zu sehr im Nebel der Sprache.“ Eben so sollten die Meister von denen sprechen, welche die Reden der Großen beurtheilen: „Ich habe nicht gehört, was er sagen wollte, weil es so sehr von Feyerlichkeit, Größe und Majestät umnebelt war.“ Als eines Tages Antisthenes den Atheniensern zusprach, sie möchten verordnen, daß man die Esel eben so gut zum Ackerbau brauchen solle, als die Pferde, antwortete man ihm, dieses Thier sey zu keinem solchen Dienste geboren. „Gleich viel,“ erwiderte er, „ihr dürft

nur verordnen: werden doch die unwissendsten, unfähigsten Menschen, welche ihr in euern Kriegen als Befehlshaber anstellt, in dem Augenblick ihrer Stellen würdig, in welchem ihr sie dazu brauchen wollt.“ Darauf gründet sich die Gewohnheit vieler Völker, den König, den sie unter sich aushoben, heilig zu sprechen, und sich nicht zu begnügen, ihn zu verehren, sondern ihn sogar anzubeten. Das Volk von Mexiko wagt es nicht, nachdem die Ceremonie, ihren König zu salben, vollzogen ist, ihm ins Angesicht zu sehen. Hat er einmahl geschworen, was man ihm vorlegt, die Landesreligion, seine Gesetze und Freyheit aufrecht zu erhalten, tapfer zu seyn, und gerecht, und milde, so meinen seine Unterthanen, sie haben ihn durch die königliche Würde gleichsam vergöttert. Er muß gleichfalls schwören, die Sonne in ihrem gewöhnlichen Glanze leuchten zu lassen, und zu rechter Zeit Regen aus den Wolken zu gewähren, und darauf zu sehen, daß die Flüsse ihren Lauf halten, und der Boden alles trage, was seinem Volke nöthig ist.

Ich bin von ganz anderer, als der gewöhnlichen Meinung, und sehe ein größeres Mißtrauen in die Fähigkeiten des Menschen, wenn ich sie von Größe, Glück und Volksverehrung begleitet sehe. Wir müssen den großen Eindruck wohl erwägen, den es macht, zur schicklichen Zeit zu reden, durch oberherrliches Ansehen einem Vorschlage Einhalt zu thun, oder ihn aufkommen zu lassen; den Wi-

derspruch eines Dritten mit einem Kopfschütteln, oder Lächeln, oder Stillschweigen abzulehnen: wenn alle Zuhörer aus Ehrerbiethung und Achtung zittern. Ein Mensch von ungeheurem Reichthum mischte sich mit seiner Meinung in eine leichte Unterredung, welche ohne alle Anmaßung an seiner Tafel geführt wurde, und begann gerade mit folgenden Worten: „Der muß ein Lügner oder Dummkopf seyn, der anders sagt, als das“ 2c. 2c. Man verfolge diese philosophische Spitze den Dolch in der Hand.

Hier ist noch eine andere Warnung, die ich mir sehr zu Nutze mache. Diese besteht darin, daß man bey Wortstreitigkeiten und Unterredungen nicht alles als gut annehmen müsse, was uns als gut erscheint. Die meisten Menschen sind reich an fremden Kenntnissen; und nun kann sichs gebahren, daß dieser oder jener einen witzigen Zug eine gute Antwort und einen wackern Spruch hervorbringt, ohne davon die ganze Stärke einzusehen. Man kennt nicht genau alles, was man entlehnt hat, und das läßt sich vielleicht durch mein eigenes Beispiel belegen. Man darf nicht allemahl das zugeben, was schönes und gutes ein solcher Ausspruch in sich faßt. Entweder muß man mit Fleiß widersprechen, oder sich zurückziehen und stellen, als ob man es nicht verstünde, um völlig inne zu werden, was der Mann, der es sagt, darunter verstanden haben will. Es kann sich sonst zutragen,

daß wir den Stich oder Hieb tiefer fühlen als er gemeint war. Es ist mir wohl eher begegnet, daß ich in der Hitze des Kampfs mir große Mühe gegeben habe, solche Nachstöße zu thun, die über meinen Vorsatz und Hoffnung trafen. Ich gab sie nur nach der Zahl, und man empfing sie nach dem Gewicht. Gerade so geht mirs, wenn ich mit einem handfesten Gegner kämpfe. Ich mag gern seine Schlüsse im Voraus auffassen. Ich erspare ihm gern die Mühe, sich zu erklären. Ich versuche seiner unvollkommenen Einbildungskraft in der Geburt zuvor zu kommen. Die Ordnung und Richtigkeit seines Verstandes benachrichtigt und bedroht mich von weiten. Mit andern thue ich gerade das Gegentheil. Man muß bey ihnen nichts verstehen, was sie nicht ausdrücklich sagen und Nichts voraussetzen. Wenn sie ihr Urtheil in allgemeinen Worten ausdrücken: dieses sey gut, und jenes sey es nicht, und wenn sie es treffen, so muß man erst sehen, ob es nicht zufälliger Weise in ihren Kram taue. Sie müssen ihre Aussprüche etwas deutlicher geben und bestimmen, warum, wodurch es so und nicht anders sey. Die allgemeinen Urtheile, die so gewöhnlich sind, sagen nichts. Jene Leute grüßen einen ganzen Haufen Menschen auf einmahl. Wer einen wirklichen Bekannten hat, grüßet solchen insbesondere, und bey seinem Nahmen. Es ist aber ein gewagtes Unternehmen. Dabey habe ich oft gemerkt, wie es sich

täglich ereignet, daß solche Köpfe, welche nur schwach gegründet sind, wenn sie sich das Ansehen geben wollen, als ob sie bey dem Lesen eines Werkes die schönsten Stellen herausgefunden hätten, ihre Bewunderung auf solche Stellen heften durch deren Wahl sie, anstatt uns von der Vortreflichkeit des Schriftstellers zu überzeugen, nur ihre eigene Unwissenheit an den Tag legen. Die Ausrufung, wenn man eine ganze Seite im Virgil gelesen hat: „Ey das ist schön!“ ist so ziemlich sicher. Dadurch ziehen sich Listige aus dem Handel. Aber es zu unternehmen, ihm Schritt vor Schritt zu folgen, und ein gegründetes, motivirtes Urtheil anzugeben; bemerken wollen, wo ein guter Schriftsteller sich selbst übertrifft, die Worte, die Redensarten abwägen, seine Erfindungen, und übrigen vorzüglichen Meisterzüge, Eines nach dem Andern: davon lasset die Hände weg. Videndum est non modo, quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam qua de causa quisque sentiat. (Cic. de Offic. L. 4.) Täglich höre ich von Dummköpfen Dinge sagen, die gar nicht dumm sind. Sie sagen einen guten Gedanken. Laß uns in der Nähe zusehen, wie weit sie ihn verstehen, woher sie solchen genommen haben. Wir sind ihnen behülfflich, diesen feinen Gedanken, und diesen schönen Grundsatz anzuwenden, der nicht ihr Eigenthum ist, der ihnen nur aufzuheben gegeben worden. Sie haben ihn vielleicht aufs Ge-

rathewohl und im Blinden ergriffen und vorgezeigt, und wir schreiben solchen auf ihre eigene Rechnung. Man reicht ihnen hülfliche Hand. Wozu das? Sie wissen uns dessen keinen Dank, und werden dadurch nur immer zutäppischer. Man lasse sie ohne Stühle und Bänke allein gehen. Sie werden den Stoff behandeln als Leute, die sich nicht gern die Finger verbrennen wollen. Sie unterstehen sich nicht, ihn aus seiner Lage, aus seinem Lichte zu verrücken, oder sich in dessen Tiefe hinein zu begeben. Man drehe und wende solchen nur ein wenig, so ist er aus ihrem Gesicht. Sie verlassen solchen, so schön und stark er auch seyn mag. Es sind hübsche Waffen, nur für sie nicht mit guten Handgriffen versehen. Wie oft habe ich hiervon die Erfahrung erlebt? Wenn man ihnen aber die Sachen klar und deutlich macht, so haschen und stehlen sie augenblicklich diesen Vortheil der Erklärung, die man ihnen gegeben hat: „Das war es gerade, was ich sagen wollte! Das sind genau meine Gedanken. Wenn ich das nicht so ausgedrückt habe, so liegt der Fehler an meiner Sprachkenntniß.“ Man muß selbst ein wenig Schalk seyn, um diese hochmüthige Dummheit zu züchtigen. Die Lehre des Hegesias: „man müsse weder jemanden hassen noch anklagen, sondern vielmehr ihn belehren,“ ist übrigens sehr vernünftig und billig. Hier aber wäre es ungerecht und unmenschlich, demjenigen beyzustehen, und behülflich

zu seyn, der unsere Hülfe nicht will, und dadurch nur schlechter wird. Ich mag sie gern sich selbst verwickeln und noch tiefer in Schlamm sinken lassen, als sie sind, und zwar, wenn es möglich ist, so tief, daß sie ihren eigenen Jammer einsehen. Die Narrheit und Berrückung der Sinnen ist keine Sache, die sich durch einen einzigen Zug der Lehre und Warnung heilen läßt, und wir können mit allem Recht von dieser Verbesserung sagen, was Cyrus demjenigen antwortete, der in ihn drang, er sollte sein Heer, im Begriff eine Schlacht zu liefern, anreden und ihm Muth machen. „Man macht die Menschen nicht auf der Stelle, durch eine gute Anrede, herzlich und kriegerisch: so wenig, wie man flugs ein Musikus wird, wenn man einen guten Gesang hört.“ Es sind Lehrjahre, die man lange und anhaltend bestehen muß, um den rechten Unterricht zu erlangen. Wir haben diese Sorge den Unsrigen zu verdanken, und dem anhaltenden Fleiße, womit wir uns die Zucht und Lehre zu Nuze gemacht haben. Aber dem ersten Vorübergehenden zu predigen, und die erste Unwissenheit und Biddsinnigkeit, die uns vor die Hand kömmt, in Zucht und Lehre zu nehmen, das wäre ein Brauch, mit dem ich mich nicht vertragen kann. Sehr selten lasse ich mich darauf ein, selbst bey Gesprächen, die mir vorkommen, und gebe lieber alles auf, als mich mit so langwierigem und magistermäßigem Unterricht zu befassen. Meine

Laune treibt mich eben so wenig, mit Anfängern zu sprechen, als für Anfänger zu schreiben; sondern bey Dingen, welche gemeinhin im Gespräche vorkommen, oder mit unter laufen, sie mögen so falsch und abgeschmackt nach meiner Meinung seyn, wie sie wollen, werse ich mich niemahls in die Quere, weder mit Worten, noch mit Zeichen.

Übrigens wurmt mich bey der Dummheit nichts so sehr, als das, wodurch sie sich am meisten kizelt, daß keine Vernunft sich über sich selbst vernünftiger Weise freuen kann. Es ist ein Unglück, daß uns die Klugheit verbeut, uns selbst zu genügen, und uns auf uns selbst zu verlassen, und daß sie uns beständig mißvergnügt und schüchtern zu Hause schickt; wohingegen Starrsinn und Verwegenheit ihre Beherberger mit Zuversicht und Behäglichkeit anfüllen. Es ist den Schwachköpfen eigen, andere Menschen über die Schultern anzusehen, und aus jedem Streit hochbrüstig und ruhmseelig heimzukehren. Mehrentheils noch schafft ihnen diese Ruhmseligkeit in Worten und zuversichtliche Fröhlichkeit in Geberden, den Sieg bey den lieben Zuhörern, welche gemeiniglich zu blöde und unfähig sind, um richtig zu urtheilen, und den Vorzug dem zuzuerkennen, welchem er gehört. Die Halsstarrigkeit und Hitze in den Meinungen ist die sicherste Probe von Schieffköpfigkeit. Ist wohl irgend ein Geschöpf so zuversichtlich, so entschlossen, so unbekümmert, so in Betrachtung versunken, so ernsthaft, so feyerlich als der Esel?

Können wir nicht auch unter der Aufschrift von der Kunst der Unterredung und Mittheilung in Gesprächen, noch die kurzen, witzigen Einfälle mit begreifen, welche Fröhlichkeit und Vertrauen unter Freunden hervorzubringen pflegen, wenn sie sich durch frohen Scherz und Schäkern die Stunden ihres fröhlichen und vertrauten Lebens versüßen. Ein geselliges Spiel, wozu mich mein natürlicher Frohsinn sehr geschickt macht, und wenn es dabey nicht so stramm und ernsthaft hergeht, als bey denjenigen Übungen, wovon ich bisher geredet habe, so gehört doch nicht weniger Wisz und Scharfsinn dazu, und ist nicht weniger lehrreich, wie schon Lyskurg bemerkt hat. Was mich anbelangt, so bin ich dabey mehr frey, als witzig, und habe dabey mehr Glück als Verstand: ich bin aber Meister im Ertragen. Denn ich lasse es nicht nur gern geschehen, daß man mich scharf wieder anzapft, sondern wenn man auch das Sticheln ein wenig zu weit treibt, so sicht michs doch nicht an. Und wenn man mir mit Wisz zu Leibe geht und ich nicht augenblicklich den Ball zurückwerfen kann, so halte ich mich nicht dabey auf, durch langes, schläfriges, eigensinniges Widerkäuen das Gespräch langweilig zu machen, sondern lasse es vorübergehen, hänge mit guter Laune die Ohren nieder, und schiebe es auf eine andere Stunde auf, wo ich meinem Gegner wieder einen Esel bohren kann, ehe er sich es versteht. Das müßte ein schlechter Wirth

seyn, der nicht ein Zeichen auf Kreide geben könnte. Die meisten ändern Farbe und Stimme, wenn sie fühlen, daß sie nicht die Stärksten sind, und durch ein unzeitiges Entrüsten zeigen sie, anstatt sich zu rächen, nur ihren Zorn und ihre Schwäche. Bey solchen Schimpfspielen berühren wir oft gegenseitig die geheimen Seiten unserer Unvollkommenheit, welche wir im Ernst nicht ohne Beleidigung berühren dürften; und lassen uns nützlicher Weise an unsere Mängel und Fehler erinnern.

Wir haben andere, unvorsichtige und schädliche Faustspiele nach unserer Landesitte, die ich auf den Tod hasse. Ich habe eine etwas weiche und empfindliche Haut. Ich habe darüber in meinem Leben schon zwey Prinzen unsers königlichen Hauses zur Erde tragen gesehen. Es ist häßlich, sich zum Scherz und Vergnügen zu prügeln.

Im übrigen, wenn ich gerne wissen will, was an einem Menschen ist, so pflege ich ihn zu fragen: wie weit er mit sich selbst zufrieden sey? wie sehr er sich im Sprechen und Schreiben gefalle? Ich mag die schlechte Entschuldigung nicht: „Ich that es nur zum Spaß!“

Ablatum mediis opus est incudibus istud.

(Ovid. Trist. I. 6. 29.)

„Es hat mir nur eine Stunde Zeit gekostet. Ich habe es nachher nicht wieder angesehen!“ Gut! sage ich, so laßt uns dieses Stück weglegen, und

geben Sie mir ein anderes, was Sie mit Ernst und Fleiß gemacht haben, und nach dem Sie wohl beurtheilt seyn mögen. Nun, und hernach, was dünkt Ihnen in Ihrem Werk das schönste, dieß oder das, der Stoff, oder die Ausarbeitung, oder die Erfindung, oder die Beurtheilungskraft, oder die Gelehrsamkeit? Denn gewöhnlicher Weise bemerke ich, daß man ein eben so schlechter Richter über seine eigene Arbeit ist, als über die Arbeit Anderer. Nicht bloß wegen der Autorliebe, die sich mit hineinmischet, sondern weil man nicht vermögend ist, diese Arbeit mit einem Blicke zu übersehen, und zu unterscheiden. Das wirklich eigene Werk, das einem Manne geglückt ist, kann ihm über seine Kenntniß und Einsichten hinaus geglückt seyn. Ich urtheile über den Werth irgend eines andern Werks nie so unsicher, als über mein eigenes. Mein Büchlein steht bey mir bald hoch angeschrieben, bald niedrig, es schwebt beständig in ungewisser Höhe. Wir haben viele sehr nützliche Bücher in Ansehung ihres Inhalts, welche den Verfassern gleichwohl keine Ehre machen: und gute Bücher, wie andere gute Werke, die dem Werkmeister Schande bringen. Ich schriebe, zum Bepispiel, über den Ton unserer Gesellschaften oder über unsere Kleidertracht, und schreibe dürr und trocken. Ich sammelte die Edicte meiner Zeit und gäbe sie in Druck; so die Briefe der Fürsten, welche öffentlich bekannt werden. Ich machte einen Auszug

aus einem guten Buche, (und jeder Auszug aus einem guten Buche ist Narrenwerk) welches Buch verloren ginge, und mehr dergleichen Dinge. Die Nachwelt würde sonderbaren Nutzen von solchen Werken haben. Was für Ehre aber ich, ausgenommen die, daß es mir geglückt sey? Eine große Menge berühmter Bücher stehen in diesem Register. Als ich vor verschiedenen Jahren den Philipp von Comines las, welches gewiß ein guter Schriftsteller ist, hielt ich darin den Gedanken für nicht gemein: „Man müsse sich wohl hütthen, seinem Herrn so große Dienste zu leisten, daß er nicht im Stande sey, dafür eine hinlängliche Belohnung zu finden.“ Ich hätte den Gedanken loben sollen, aber nicht den, der mich ihn lehrte. Denn ich fand unlängst im Tacitus. *Beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse; ubi multum anteverere, pro gratia odium redditur.* (Tac. Ann. IV. 18.) Und stark ausgedrückt im Seneca: *Nam qui putat esse turpe non reddere, non vult esse cui reddat.* (Senec. Ep. 81.) Und in dem Briefe des Quintus Cicero mit einer etwas schwächern Wendung: *Qui se non putat satisfacere, amicus esse nullo modo potest.* (Cic. de pet. cons. 9.) Der Gedanke, so wie er da liegt, kann einem Manne den Schein von Gelehrsamkeit und Gedächtniß geben: um aber zu beurtheilen, was ihm davon zugehört, und eigentlich seinen Werth macht, die Kraft nämlich und Schönheit seiner Seele, man muß wissen,
was

was sein, und was es nicht ist; und von dem, was nicht sein ist, wie viel man ihm in Rücksicht auf Wohl, Anordnung, Zierrath und Sprache schuldig ist, die er von dem Seinigen hinzugethan. Wie, wenn er den Stoff geborgt und die Form verschlechtert hätte? wie das oft geschieht? Unseres Gleichen, die wenig Umgang mit Büchern haben, befinden sich in dieser Verlegenheit, daß, wenn wir zuweilen in einem neuen Dichter einen glänzenden Gedanken, bey einem Prediger einen starken Vernunftgrund finden, wir uns gleichwohl nicht getrauen, sie deswegen zu loben, bevor wir uns bey irgend einem Gelehrten erkundigt haben, ob solches ihr Eigenthum sey, oder ob sie es von einem Fremden entlehnten. Bis dahin bin ich beständig auf meiner Huth.

Ich habe eben die Geschichte des Tacitus von Anfang bis zu Ende durchgelesen, (welches mir selten begegnet, denn seit zwanzig Jahren lese ich keine Stunde hintereinander dasselbe Buch) und zwar auf Überredung eines Edelmannes, welchen Frankreich sehr hoch schätzt, theils wegen seines eigenen Werths, theils wegen der anhaltenden Tüchtigkeit und Güte, die man an seinen vielen Brüdern bemerkt. Ich kenne keinen Schriftsteller, der seinem Verzeichnisse öffentlicher Vorfälle, so viele Betrachtungen über die Sitten und Neigungen einzelner Menschen einstreuet, und dünkt mich das Gegentheil von dem, was ihn dünkt. Da er

hauptsächlich das Leben und die Thaten der Kaiser seiner Zeit beschrieb, die in allem Betracht von andern höchst verschieden waren, und so viel merkwürdige Handlungen, welche besonders ihre Grausamkeit bey ihren Unterthanen hervorbrachten, so hatte er, nach meinem Gefühl, einen stärkern und anziehendern Stoff zu bearbeiten, und zu erzählen, als wenn er es bloß mit Schlachten, und allgemeinen Unruhen zu thun gehabt hätte; so daß ich ihn oft mager finde, wenn er über die mancherley Arten, großmüthig zu sterben, so hinweghüpft, als ob er besorgte, uns durch ihre Vielheit und Folge zu ermüden. Diese Art der Geschichte ist bey weitem die nützlichste. Staatsbegebenheiten hängen mehr ab von der Führung des Glücks, persönliche Vorfälle von unserer eigenen. Tacitus gibt der Urtheilskraft mehr zu schaffen als dem Gedächtniß. Er enthält mehr Lehren als Erzählungen. Er ist kein Buch zum Lesen, sondern ein Buch zum Studieren und Auswendiglernen. Er enthält so viele Sentenzen, daß man sie allenthalben links und rechts ausgestreuet findet. Er ist eine Vorrathskammer moralisch-politischer Maximen, denjenigen zu Nutz und Frommen, welche einen hohen Posten in der Weltregierung bekleiden. Er spricht beständig mit starken triftigen Gründen, auf eine sehr feine zugespitzte Weise, nach der kunstvollen Weise seines Jahrhunderts. Damahls mochte man so gern erhaben schreiben, daß, wo

man keinen Anlaß in den Sachen fand, spiz und scharfsinnig zu seyn, man solchen vom Baune der Worte brach. In seiner Schreibart kommt er dem Seneka ziemlich nahe; doch dünkt er mich fleischiger, Seneka zugespizter. Er ist besonders diensam für einen unruhigen und franken Staat, wie der unfrige gegenwärtig ist. Man sollte oft sagen, er mahle nur nach dem Leben, und stichele auf uns.

Diejenigen, welche seine historische Treue in Zweifel ziehen, geben sich genug bloß, daß sie sonst was gegen ihn haben. Er hegt sehr gesunde Grundsätze, und hängt auf die guten Seiten unter den römischen Parteyen. Unterdessen bin ich ihm doch ein wenig darüber böse, daß er dem Pompejus strenger richtet, als die rechtschaffenen Leute, die mit demselben gelebt und verhandelt haben, daß er ihm durchgängig den Marius und Sylla an die Seite setzt, ausgenommen daß er ihm mehr Verschlossenheit einräumt. Man hat des Pompejus Bestreben, die Republik zu regieren, nicht von Ehrgeiz und Rachsucht frey gesprochen, und selbst seine Freunde besorgten, er möchte, wenn er den Sieg behalten, über die Gränzen der Vernunft und Billigkeit hinausgeschritten seyn, aber doch nicht bis zu einer so zügellosen Länge, wie jene. Man siehet in seinem Leben nichts, das uns mit einer so ausdrücklichen Grausamkeit und Tyranny bedrohet hätte. Zudem muß man dem

Verdacht nicht einerley Gewicht mit der Evidenz geben. Also glaube ich dem Tacitus drüber nicht. Daß seine Erzählungen natürlich und gerade sind, könnte man vielleicht grade daraus beweisen, weil sich solche nicht allemahl genau zu seinen Schlüssen und Urtheilen passen; worin er beständig der Parthey folgt, die er einmahl genommen hat, und welche oft außerhalb des Stoffes liegen, den er uns vorzeigt, den er auch durch den leisesten Druck nicht umbilden mag. Er bedarf deswegen keiner Entschuldigung, daß er die Religion seiner Zeit gebilligt hat. Das befohlen ihm die Geseze, und die wahre kannte er nicht. Es ist sein Unglück, nicht sein Fehler.

Ich habe hauptsächlich seine Urtheile beobachtet, und bin darüber nicht allenthalben im Licht. Zum Beyspiele, warum er diese Worte aus dem Briefe des alten und franken Liberius an den Senat: „Was soll ich Euch schreiben, meine Herren, oder wie soll ich Euch schreiben, oder was soll ich Euch zu dieser Zeit nicht schreiben? Die Götter und Göttinnen mögen mich mit noch härtern Leiden belegen, als ich bereits täglich fühle, wenn ich es weiß?“ mit solcher Gewißheit von herben Gewissensbissen auslegt, welche den Liber quälten. Wenigstens fand ich das nicht darin, als ich sie las.

Auch das hat mir ein wenig kleinlich geschienen, wenn er da, wo er anführen muß, er habe

eine ehrenvolle obrigkeitliche Stelle in Rom bekleidet, sich entschuldigt, er sage das nicht aus Eitelkeit. Dieser Zug scheint mir einer Seele wie die seinige nicht anständig. Denn wer sich scheut, über sich selbst gerade heraus zu sprechen, zeigt einen Mangel der Herzhaftigkeit. Ein freyes edelmüthiges Urtheil, welches sicher und unparteyisch richtet, erstreckt sich über alles, so wohl über eigenes Beyspiel, als über fremde Dinge, und zeugt mit aller Freymüthigkeit, so gut von sich selbst, als von Andern. Man muß sich über diese gemeinen Volksregeln der Höflichkeit, zu Gunsten der Wahrheit und der Freyheit, hinwegsetzen. Ich wage es nicht nur, von mir zu reden, sondern sogar bloß von mir zu reden. Wenn ich von andern schreibe, so sind das Digressionen, die mich von meiner Hauptmaterie ablenken. Ich liebe mich nicht so thörigter Weise, und bin nicht so von mir selbst eingenommen, daß ich mich nicht abgesondert und einzeln denken könnte, wie einen Nachbar, wie einen Baum. Es ist eben sowohl ein Fehler nicht zu sehen, wie weit unser Werth reicht, oder davon mehr zu sagen als man sieht. Wir sind schuldig, Gott mehr zu lieben, als uns selbst, und kennen ihn weniger, und sprechen doch von ihm nach Herzenslust und Wohlgefallen.

Wenn die Schriften des Tacitus nur einigermaßen seinen Charakter andeuten, so war er ein großer, gerader, herzhafter Mann, nicht eben

von abergläubischer, sondern philosophischer, hochherziger Tugend.

Man kann es zuweilen schwer finden ihm zu glauben. Zum Beyspiele, wo er erzählt, einem Soldaten, der eine Tracht Holz gehohlet, wären die Hände vor Frost erstarrt, und hätten dergestalt an dem Bündel geklebt, daß sie daran hängen geblieben, erstorben wären, und sich von den Armen abgetrennt hätten. Bey solchen Sachen habe ich die Gewohnheit, meinen Glauben unter das Ansehen so großer Zeugen gefangen zu nehmen. So erzählt er desgleichen vom Vespasian: solchen habe, durch Begünstigung des Gottes Serapis, eine blinde Frau in Alexandrien dadurch geheilt, daß sie ihn mit ihrem Speichel besalbte. Er bringt außerdem noch ein Wunder bey, verfährt darin aber nach dem Beyspiele und der Pflicht jedes guten Geschichtschreibers. Sie führen Register über wichtige Begebenheiten. Unter öffentlichen Vorfällen laufen auch Gerüchte und Volkssagen ein. Ihr Geschäft ist, zu erzählen, was man allgemein glaubte, nicht alles und jedes zu berichtigen. Dieß letzte gebührt nur den theologischen und philosophischen Gewissensrätthen. Gleichwohl sagt einer seiner Collegen, und ein großer Mann wie er, sehr weise: *Equid em plura transcribo, quam credo.* Nam nec affirmare sustineo, de quibus dubito, nec subducere, quae accepi. (Quint. Curt. IX. 1.) Und ein anderer: Haec

neque affirmare, neque refellere, operae pretium est: famae rerum standum est. (Tit. Liv. I. praef. et VIII. 6.) Und da er zu einer Zeit schrieb, wo der Glaube an Wunder ein wenig anfing zu schwinden, sagte er: er wolle gleichwohl nicht unterlassen, in seinen Annalen eine Sache anzuführen, die von so vielen rechtschaffenen Leuten angenommen, und von dem Alterthum mit so vieler Ehrfurcht geglaubt worden. Daran thut er sehr recht. Man gebe uns die Geschichte vielmehr wie man sie erhält, als wie man sie glaubt. Ich aber, der ich Herr und Meister der Materie bin, die ich behandle, und darüber keinem Menschen Rechenschaft schuldig, traue mir selbst nicht immer. Ich wage zuweilen Gedankensprünge, die mir nicht einleuchten, und gewisse Wortkünsteleyen, worüber ich den Kopf schüttele: aber ich lasse sie aufs Gerathewohl hinlaufen, weil ich sehe, daß man sich mit diesen Dingen Ehre macht. Was soll ich allein darüber richten. Ich stelle mich dar, stehend und liegend, von vorn und von hinten, links und rechts, und in allen meinen natürlichen Falten. Die Gemüther, wenn sie sich auch noch so ähnlich sind, an Kraft oder an Stärke, sind sich nicht immer gleich an Anstrengung und Geschmack. Das ist es ungefähr, was mir davon im Ganzen, und ziemlich ungewiß, im Gedächtniß hängen geblieben ist. Alle Urtheile im Ganzen sind schwankend und unvollkommen.